

Was ich schon längst zum Thema Thomas Bernhard sagen oder schreiben wollte

Ich begann das Buch „Frost“ an einem heißen Sommertag im Freibad zu lesen. Das körperliche Gefühl, das ich bei der Lektüre hatte, ist in meinem Gedächtnis geblieben. Auf dem Rücken liegend hielt ich das Buch mit beiden Händen hoch, um die Augen vor der Sonne zu schützen. Ich lag im Schärddinger Stadtbad auf den treppenartig ansteigenden Liegeflächen und drang ein gutes Stück in die Geschichte ein. Das Welterleben des Malers Strauch wurde zunehmend schmerzlicher und die Weltsicht verdüsterte sich. Mir war das nachvollziehbar, das Abgründige und Trostlose der ländlichen Existenzen kannte ich aus eigenem Erleben.

Jedoch ich las den „Frost“ nicht fertig, denn es war ein Hitzesommer und ich lag mit dem Taschenbuch im stark frequentierten Freibad. Um mich war eine Gruppe Gymnasiasten, mit denen ich auch auf dem Tennisplatz und auf Partys zusammentraf. Ich war für sie jemand, der zeichnete und schrieb, der Einfälle hatte, zu Scherzen neigte und der, auch das war kein Geheimnis, in verliebte Gefühle verstrickt war.

Dass ich mich mit schwierigen Büchern beschäftigte, störte niemand. Ich hatte trotz all der geselligen Umtriebe Probleme mit mir, ließ das aber nicht erkennen. Ich vermochte das Leben nicht einfach so hinzunehmen, wie das anscheinend die meisten konnten: ich konnte es nicht verzehren, und schon gar nicht einfach genießen, ich beneidete die, die das konnten.

Dennoch spürte ich die bittere Sicht des Malers Strauch wie Sand auf der Liegefläche und der Sand drückte in meine nackte Haut und ich fühlte, dass mir diese Sensationen den Zugang zu den glatten Oberflächen der jugendlichen Umgebung, glatt auch im Sinne des Bewusstseins, unmöglich machten. Aber ich wollte in ihrer Umgebung sein und mir die Nähe nicht nehmen lassen. War ich allein in meinem Zimmer, neigte ich zur Weltflucht, zum Rückzug in die Fantasie und zur Ablehnung der Realität - der Verwandtenbesuche, des Hausbaus, der Funktionäre, der Geschäftsleute, indem ich mir dies alles als wert- und sinnlos vorstellte.

Jedoch in dem Freibad ... also zurück auf die Liege: ich stand auf und streifte den imaginären Sand von meinem Rücken, lief zum Becken und stürzte mich in die kleinen Spiele der komplizierten Annäherung, in das psychische Abhärtungstraining, so dass ich versteckte Ablehnung, Gleichgültigkeit und Nadelstiche ertragen lernte.

Damals fiel meine Entscheidung zwischen den Jugendlichen, zwischen locker oder näher befreundeten Gymnasiasten und Gymnasiastinnen, die in der heißen Sonne neben mir immer lustig und fröhlich waren, und dem Maler, der in seinem Zimmer im Gasthaus fror und in Frost und Eiseskälte herumliefe, immer tiefer in den spezifisch österreichischen Morast aus Blut und Verwesung hineingeratend. Ja, ich entschied mich für die junge Oberfläche. Zwar schlug ich das Buch gelegentlich wieder auf und schob es zwischen meine Augen und die Sonne, aber schließlich blieb es geschlossen. Meinen brennenden Gefühlen konnten die abgründig wahren Einsichten des Malers nichts von ihrer brennenden Intensität

nehmen. Trotzdem hörte ich in mir ein zunehmend lauter werdendes Nein, ich befasste mich mit Prosa-Konzepten, in denen die Stimmung des Romans „Frost“ nachhallte. -

Zwei Sommer später spielte ich mit einer Gruppe von Freunden und Bekannten Theater. Wir lernten ein Bühnenstück „Orestie 72“ ein, das ich kurz davor geschrieben hatte, und brachten es im Schloss Scharnstein zur Uraufführung. Einige Wochen später bot sich die Gelegenheit, das Stück zwei Mal im Stadttheater Gmunden aufzuführen.

Die „Orestie 72“ war nach dem antiken Stoff angelegt, spielte aber im Jahr 1972. In der Gruppe organisierten alles selbst, planten alles selbst, borgten bei einem Möbelhaus Versatzstücke für ein Bühnenbild aus und probten intensiv, sofern es die Beziehungsprobleme zuließen, die unter uns auftraten. Da wir in Gmunden untergekommen waren, woher die Hauptdarstellerin stammte, trafen wir uns täglich am Vormittag an einem großen Tisch in einer Einbuchtung des Cafés an der Esplanade. Die Gmundnerin machte uns darauf aufmerksam, dass sich Thomas Bernhard öfters hier aufhielt und dass er zeitweise täglich da saß, hier im Café an der Esplanade, dem Café am Platz, wo die Seeschiffe anlegten. Wir warteten nicht auf Bernhard, wir hatten eine Menge zu tun, jedoch er kam wirklich und saß dann allein an einem der runden Tische. Er war in der Art der besseren Gesellschaft des Salzkammerguts gekleidet, und das wirkte 1972 für einen Künstler ausgefallen.

Unsere Clique war ganz und gar von der 68er-Bewegung erfasst: Wir trugen Jeans und fanden jeden Widerstand gut und notwendig, waren für gewaltfreie Erziehung, hinterfragten Konventionen und Umgangsformen. Von dieser Zeitströmung war auch das Stück Orestie 72 getragen, es stellte den Wertekonflikt zwischen den Generationen heraus und orientierte sich an alternativen Gegenentwürfen.

Thomas Bernhard machte einen besonnenen Eindruck, keineswegs revolutionär. Er wollte niemandes Kopie sein und gestaltete sich als kompliziertes Original. Er saß da, trug eine Trachtenjacke und Kniehosen und hatte Zeitungen um sich. Er verhielt sich angepasst, trank Kaffee und richtete seine unauffällige Aufmerksamkeit auf alles. Das einzige, was er der Umgebung zukehrte, war ein sublimes Lächeln, dessen Merkmale über sein ganzes Gesicht verteilt waren. *Ohne Zweifel bemerkte er die Aufgeregtheit, die in unserer Gruppe herrschte. Wegen der Ausstattung der Bühne, wegen der Beleuchtung, wegen der Eintrittskarten, wegen der Einladungen, wegen der Beleuchtung, wegen der Presse, wegen der Lustbarkeitsabgabe, wegen des Fotografen etc. Nicht zuletzt wegen einer Neigung, unsere Bohème-Seite, unser laienhaftes Künstlertum, unsere Begeisterung für das, was wir taten, im Verhalten, in der Stimme, in der Wortwahl hervorzukehren.*

Er schaute sich unsere Gruppe an, das lag nahe, wir waren nicht zu überhören und kaum zu übersehen, wegen der Wuschelfrisuren, wegen der gefärbten Aussprache des Lehrers aus England, der einen Richter spielte, wegen des jungen schwangeren Mädchens, wegen der exaltierten schwarzhaarigen Gmundnerin. Immerhin waren wir ein paar Wochen vorher mit der

Uraufführung schon in den Hauptnachrichten des Fernsehens gewesen und in Rundfunk und Presse vorgestellt worden.

Thomas Bernhard trank Kaffee. Niemand außer der Bedienung trat ihm näher. Als die Einladungen gedruckt waren, beschlossen wir, Bernhard eine zu übergeben. Ich ging von unserem Tisch zu seinem Tisch und sagte, dass wir ihn zu einer unserer Vorstellungen einladen möchten. Er nahm die Einladung, eine gefaltete Karte, entgegen, sah sie an, sagte, er werde sehen, und steckte sie in die Tasche seiner Jacke.

Vielleicht fand er eine Episode seiner eigenen Jugend angesprochen, vielleicht taten wir ihm Leid, denn er, der selbst sehr früh auf eine Bühne strebte und Träumen von einer Karriere als Opernsänger nachhing, hatte einen effektiven Weg gefunden, seinen Theaterhunger zu stillen.

Vielleicht schaute er die Einladung in Ohlsdorf noch einmal an, vielleicht auch nicht. Für mich war das eine äußere Annäherung an einen Autor, den ich aus dem Feuilleton kannte, durch sein Buch „Frost“ und durch das Stück „Ein Fest für Boris“, das ich mittlerweile gelesen hatte. Zugleich war die Übergabe der Einladung eine Mutprobe unter den Augen der Gruppe, wenn auch keine besondere.

Ich nehme als sicher an, dass er bei keiner Aufführung anwesend war. Deswegen schreibe ich diese Sätze nicht nieder. Wichtig ist mir, dass die Art der Begegnung, wie ich sie erinnere, freundlich war. Es war eine undämonische Begegnung. Weder zeigte Bernhard eine Abwehr, noch fühlte ich, noch fühlten wir uns abgewiesen. Bernhard mutete eher wie ein Schelm an.

Er betrachtete uns durch seine Maske, die ihm durch Schicksal und Entwicklung natürlich war, wie ein Kind, das Kindern zusieht. Wir hielten uns nicht für naiv, obwohl wir das waren, und er war nicht naiv, obwohl er kindlich wirken konnte. Ich denke, er suchte und forderte ein kindliches Leben auf höchstem geistigem Niveau, oder um es mit dem Begriff zu sagen, den er selbst in absolute Höhen gesteigert hat: das Leben eines Geistesmenschen.

franz xaver hofer